

Mias Osterase

Eine Kindergeschichte von G. B. Beyer.

Am Palmsonntag begann es: „Mutti, komm heute der Osterhase?“ „Nein, Kind, eine Woche mußt du noch warten.“ „Eine Woche?“ „Mutti, wie oft mußt du noch einschlafen?“ „Sieben Mal.“ „Sieben Mal?“ Mias verlor an ihren Fingern bis sieben zu zählen. Es ging ihr aber nicht, denn ihr stets schmutziges Gesicht weist nur fünf Finger auf, und die arithmetischen Kenntnisse der Vierjährigen sind noch recht beschränkt.

Am anderen Morgen krüht sie schon aus ihrem Bett: „Mutti, heute kommt doch der Osterhase?“ „Nein, noch nicht.“ Mias ist geärrt. So geht das sieben Tage lang, und Mias brennt vor Ungeduld.

Am Vorabend des Osterfestes kann sie natürlich vor freudiger Erwartung kaum einschlafen. Der Osterhase spukt in ihrem Kopfe. „Mutti, wie legt denn der Osterhase die Eier?“ Die Mutter weiß, daß der Vater auf alle Fragen seines Kindes eine möglichst glaubhafte Antwort wünscht, und läßt daher das schöne alte Märchen vom Eierlegenden Osterhasen fallen: „Vor Ostern bringt ihm jedes Frühlings Ei nach seiner Wohnung draußen am Waldrand, und das färbt er dann blau oder grün oder rot.“ Mias überlegt einen Augenblick stützenselbst, dann meint sie mit leisem Vorwurf: „Aber Mutter, das geht doch nicht. Die Hühner legen doch keine Schokoladeneier.“ Die Mutter räuspert sich verlegen: „Wäre ich doch bei der alten Erzählung geblieben!“ Schließlich glaubt sie, einen Ausweg gefunden zu haben: „Die Schokoladeneier holt er sich ein paar Tage vorher aus dem Süßigkeitenladen an der Ecke.“ „Ach nein“, sagt Mias ungläubig, „da würde ihn ja der Jäger mit dem Schießgewehr tot schießen.“ Der Mutter wird die Unterhaltung peinlich, „Nein“, rettet sie sich aus der Verlegenheit, „den Osterhasen schießt kein Jäger tot. Den kennt jeder, weil er eine blaue Schleife am Hals trägt.“ Mias zweifelt zwar noch ein wenig, doch ehe sie einen neuen Gegenstand gefunden hat, ist sie, müde vor freudiger Erwartung, eingeschlafen.

Am anderen Morgen wird die Mutter durch ein erst zaghaftes, dann immer energischer werdendes Trommeln aus dem Schlummer geweckt. Sie kennt das schon. Es ist das Alarm-Signal des kleinen Fräuleins, wenn dieses eine wichtige Sache auf dem Herzen hat und den Vater nicht zu stören mag. Also steigt die Mutter feuchend aus dem mollen Bett, wirft den Schlafrock über und meldet sich bei ihrem Töchterchen. Mias steht als unschuldsvoller weißer Engel im Bett: „Guten Morgen, Mutti. Ist der Osterhase schon da gewesen?“ „Nein, Kind. Du mußt noch ein wenig schlafen, und wenn wir Kaffee getrunken haben, dann suchen wir im Garten nach den Eiern.“ Seufzend kriecht Mias unter die Decke.

Als die Mutter eine Stunde später ins Kinderzimmer tritt, um Mias anzusehen, klingt ihr herzerquickendes Weinen entgegen. Am Fenster steht ein Häuflein Glend im weißen Nachthemd und schluchzt zum Steine weicher. „Mädchen, was hast du denn?“ Die Mutter nimmt ihr Kind auf den Arm, und endlich entringt es sich dem weinenden Mund: „Mutter, es gibt gar keinen Osterhasen!“

Die Mutter ist ratlos: „Was ist nur geschah?“ Ein Blick durch das Fenster in den Nachbargarten klärt sie auf. Da steht der dicke Herr Sordor mit einem Korb in der Hand, scharrt hier und da unter einem Busch Blätter und Gras zu einem Nest und legt in jedes ein paar bunte Eier hinein. Die Mutter fühlt, daß ihre ganze Autorität auf dem Spiel steht, und die Enttäuschung ihres Kindes tut ihr weh: „Sei nur ruhig, Mias. Der Osterhase hat nicht so früh aufstehen können, deshalb ist Herr Sordor bei ihm gewesen.“ Herr Osterhase, meine Kinder warten auf Sie. Können Sie mir die Eier nicht gleich mitgeben?“ Der Osterhase hat „Ja“ gesagt, weil er noch so viel tun muß, und ihm die Eier für Hans und Miese gleich in den Korb gelegt.“ Mias leuchtet die Erklärung ein, und ihre Tränen versiegen.

Während sie neben ihrem Vater am Frühstückstisch sitzt und ungeduldig ihre Milch trinkt, schreift plötzlich die Türhülle. Gleich danach kommt die Mutter ins Zimmer: „Mias, denk dir, der Osterhase war da!“ Mias sieht nicht mehr wie aus ihrer umgestürzten Tasse die Milch auf das gute Tischchen läuft, sondern rennt durch die Wohnung, fällt fast die Treppe hinunter und steht im Garten: „Wo ist der Osterhase?“ „Der ist schon wieder fort, weil er noch an so viele andere Kinder denken muß.“

Osterfrühe

Früh mußt du auf dem Hügel stehen hoch über nebelnassen Land, mußt weithin über Fluren sehen fern zu des Stromes Silberband, bis Glockenklänge zu Dir wehen, rings von den Türmen ausgefandt.

So greifen Dir die Osterstunden ins Herz mit aller Lenzgewalt, lieblichen Deine Winterstunden: mit lindem Händen schließen bald Dein Leid sie, lassen Dich gefunden zu Maienfreuden mannigfalt.

Kurt B. O. d.



Mias läßt den Kopf ein wenig hängen und blickt dann über dem Reichtum in den Nestern ihren Kummer. Schwerbeladen kommt sie ins Zimmer zurück. „Na, bist du mit dem Osterhasen zufrieden?“ fragt der Vater ohnungslos. „Ja“, sagt Mias, und ihre Gedanken sind sämtlich wieder beim Osterhasen, den sie so brennend gern sehen möchte. „Vater, ich will den Osterhasen sehen.“ „Dummerchen, der hat doch anderes zu tun, als sich von Dir begucken zu lassen.“ Die Mutter hat das Gespräch eben noch gehört, und das Gesicht des Osterhasen, den es gar nicht gibt, taucht wieder vor ihren erschrockenen Blicken auf. Rasch flüstert sie dem Vater ins Ohr: „Der nicht verständnislos: „Roman, Mias, wir wollen ein wenig aufs Feld. Da werden wir sicher dem Osterhasen begegnen.“ Mias ist fasslos.

Eine Viertelstunde später stehen sie am Waldrand und warten. Und plötzlich springt ein Hase aus seinem Nest, macht ein Männchen und hüpft eilig über die Furchen. Mias ist stumm vor Aufregung und Staunen. Dann aber stützen ihre die Tränen über die Backen: „Das ist ja gar nicht der Osterhase. Mutti hat gesagt, er trägt eine blaue Schleife am Hals.“ Da packt der Vater sein enttäuschtes Töchterchen bei der Hand und zieht verzweifelt nach Hause. „Das kommt davon, wenn man den Kindern Märchen erzählt“, brummt er daheim. „Das Kind glaubt nicht mehr an den Osterhasen, und wir sind blamiert!“ Da kommt der Mutter ein erlösender Gedanke: „Warte einen Augenblick!“ Fünf Minuten später kommt sie zurück und trägt auf dem Arm eins von Nachbar Ebers braungelben Kaninchen. Und am Hals des Tieres prunkt die legendäre blaue Schleife. „Mias, Mias, komm her. Ich bin dein Osterhase noch, gelaufen und habe ihn geholt, damit Du ihn doch noch sehen kannst.“

Mias ist glücklich. Alle Zweifel sind beseitigt, und der Osterhase läßt sich so schon streicheln. Mutti, den bekannst du.“ „Nein, Mias, das geht nicht. Er muß noch vielen anderen Kindern Eier bringen.“ Das leuchtet Mias ein, und sie läßt den Osterhasen ziehen. Endlich glaubt sie wieder an ihn.

Klostergloden

Eine Ostererzählung aus dem Felde.

Von Engelbrecht Wittich.

Im Frühjahr 1918. Unser Regiment lag in einer schönen ruhigen Waldstellung an der Cotes D'Orne. Der Feind hatte sich an den Hängen der steilen Bergmauer eingenistet. Nichts unterbrach unsere Ruhe, kaum daß zeitweilig ein Schuß fiel. Gewiß eine beneidenswerte Lage und dennoch — man hatte zu viel Zeit zu müßigem Grübeln!

Ich saß in meinem Unterstand und sah belustigt einer feilen Ratte zu, die sich vergeblich bemühte, an einem herabhängenden Tornisterriemen emporzuklettern. Eine kräftige gefleckte Viechhündchen setzte ihren Kletterkunststücken ein jähes Ende. Eigentlich wollte ich einen Brief schreiben, aber ich war heute so gar nicht bei Stimmung! Draußen war herrliches Frühlingswetter. Zartes Grün überzog die Wipfel der Bäume, blühende Palmkähnen verkündeten nahe Osterzeit. Richtig — heute war ja Karfreitag — „Gallo, Freund! Morgen früh fahre ich in Urlaub! Mährt auf Ostern! Fein, was?“ Vor mir stand glücklich mein alter Freund und Schulkamerad, Unteroffizier Braun, der kleine Brauchchen, wie er von

unsern Kameraden immer genannt wurde. Uebrigens ein Mensch, dem alle gut sein mußten und ein überaus schneidiger Patrouillenführer. Ich gönnte ihm seinen Urlaub von Herzen — war er doch als „Unverheirateter“ immer an Urlaub etwas tiefmütterlich behandelt worden. Sein Mütterchen würde sich nun unbeschreiblich freuen. „Also gut, Brauchchen, müssen wir begießen!“ — Bald sahen wir in echtem Kirschwasser im Unterstande und unter traulichen Erinnerungen an die schöne Zeit verging die Zeit. Braun hatte sich erhoben, um sich zu entfernen. „Ja, was ich noch sagen wollte“, meinte ich so nebenbei, „gruß mir auch den Kronenwirt daheim. Er hat indes seine große Spieluhr wieder reparieren lassen und sie spielt wieder alle ihre alten Lieber und Märchen. Auch dein Leiblind wieder, die „Klostergloden“. Nun, du wirst sie jetzt ja bald wieder hören, Grüße dann auch Kronenwirts Leiblind von mir.“

„Die Klostergloden!“, erwiderte mein Freund, plötzlich nachdenklich geworden. „Meine Anspielung auf das Wirtstochterlein schien er ganz überhört zu haben. „Sag mal, glaubst du an Vorahnungen, Träume —?“ „Unfinit!“ rief ich verunmündet, „wirst doch nicht allerlei türkischen Gedanken nachhängen, Brauchchen?“ — „Und doch“, meinte dieser mit ganz verändertem Tone, „du weißt, Freund, ich hab' mich nie viel gekümmert um solche Dinge, in letzter Zeit aber ist mir so festum zu Mut. „Vielleicht bin ich auch krank — oder ich leide unter einer Zwangsvorstellung —, aber vergangene Nacht hatte ich wieder einen merkwürdigen Traum: Ich lag einem feindlichen M. G. gegenüber, vor mir hatte ich einen sonderbaren Schutzhelm stehen. Er hatte Ähnlichkeit mit der runden Stahlkugel der Spieluhr, die das mechanische Glockenwerk auslöst. Jeder Schuß, den das M. G. abfeuerte, traf und durchlöchernte die Scheibe, brachte diese zur Umdrehung und entlockte ihr die Melodie der „Klostergloden“, aber die Kugel traf auch mich!“

„Mensch! Brauchchen!“, wollte ich ihn beruhigen, „wie kommst du mir eigentlich vor? Da nimm noch einen Schluck Kirsche — oder, sollte dir etwa gar schon zu Kopfe gestiegen sein?“ Durch eine eintretende Ordonna wurden wir hier unterbrochen. Unteroffizier Braun mochte gleich zum Herrn Hauptmann kommen. „Still! Verließ er den Unterstand.“

Eine Stunde etwa mochte vergangen sein und es war inzwischen Nacht geworden. Ich ging zum vorderen Graben, um meine Posten zu revidieren. „Auf Posten nichts neues. Eine Patrouille unserer Kompanie liegt am feindlichen Drahtverhau“, wurde mir gemeldet. Ich machte es war Unteroffizier Braun, blieb im Graben und lauschte hinaus in die Nacht. Alles war still draußen im „Niemandlande“. Wolkensfetzen, vom Winde gepeitscht, jagten am Himmel, ein leichter Regenschauer hatte eingekehrt. Eine unerklärliche Stimmung hatte sich meiner bemächtigt! Auf was warste ich eigentlich? — Frühen am Bergange stieg eine französische Reichtumsglocke hoch und ein feindliches M. G. hatte fuchsen ins Gelände. Endlich tauchten draußen vor dem Drahtverhau dunkle Gestalten auf, die keuchend einen schweren Körper schleppen. Es war unsere Patrouille — und den, den sie trugen, war mein armer Freund. Eine Kugel hatte ihn die Brust durchbohrt. Sanitätser erschienen. Schwerer Lungenschuß! Erstschüttelte beugte ich mich über den Sterbenden. „Brauchchen, lieber Freund, hörst du mich...“

Stoßweise ging sein Atem, röchelnd, erschlaffend — endlich schlug er die Augen auf — sein brechender Blick traf mich. „Hab's — doch gerufen — meine — Ahnung —“ — „Indes verheilerte sich sein Blick und mählich streckte sich sein Körper. — Einer plötzlichen Eingebung folgend und lacht seine Hand loslassend, griff ich eilig nach meiner Mundharmonika, um Brauchchen nochmals sein Lieblingslied, die „Klostergloden“, zu spielen. Ein letzter Handkuss meines sterbenden Kameraden traf mich und mit den zitternden schluchzenden Lippen, die ich dem kleinen Instrumente entlockte, entschwebte gleichsam seine Seele zum letzten Urlaub...

Ostersonntag! An einsamer Waldesstelle wurde Brauchchen zur ewigen Ruhe gebettet. Ein einfaches Holzkreuz erhebt sich über dem stillen Hügel, von der liebevollen Hand seines besten Kameraden durch ein schlichtes, mit Palmkähnen umrahmtes Epitaph verziert — darauf geschrieben stand: „Ich habe den guten Kampf gekämpft, den Lauf vollendet, den Glauben bewahrt.“

Verantwortlich: S. Semmelmann, Altona. Druck und Verlag: Dr. C. Sank, Altona.

DER ERZÄHLER

Beilage zum Altonaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 13

Samstag, 3. März

1920



Ostern

Der Sonnenstrahl

Eine Ostererzählung von Georg Wagener.

Eine Hütte liegt unten im Tal. Dort, wo der Wildbach seinen Weg durch die Felsenwände reißt, wo die Hänge des Hochfellers fast senkrecht abstürzen und wo die letzten düsteren Tannen stehen.

Daneben steht die Kapelle. Sie ist so klein, daß nur vier oder fünf Holzfäller ankommen, wenn sie an freien Sonntagen hier zur Muttergottes beten, weil der Weg nach ihrem Dorf tief unten im breiten Wiesental zu weit ist.

St. Maria im Schatten nennen sie die Kapelle, und der Name ist auch auf die Hütte dort oben übergegangen. St. Maria im Schatten. Denn sieben Wintermonate lang grüht kein warmer Sonnenstrahl auf Kapelle und Hütte hinunter. Die Berge, die den Menschen drücken im flachen Land als das Herrliche erscheinen, was die Natur ihnen schenkte, die Berge, die weit hinüber winken in die Ebene, sie verschlingen die Sonnenstrahlen. Sieben Monate lang liegt die Winternacht über St. Maria im Schatten.

Und doch wohnen Menschen dort oben. Jahrs, jahres. Der Jagdhüter, sein Weib und ein Mädchen. Sie haben die Berge, die ihnen die Sonne stehlen, und sie lieben den Erdschmelzer, der sie geboren hat. Raum zweihundert Meter höher, dort am Gang, wo nur noch die Felsen wachsen, scheint die Sonne so warm, schmilzt sie schon den Schnee, wenn über St. Maria im Schatten noch der Winter lastet. Doch für eine Hütte ist dort oben kein Raum, denn der Gang fällt steil zu Tal, und die Lawinen poltern im Frühjahr. Und die Menschen wohnen weiter im Schatten.

Ende März, wenn unten im breiten Wiesental die Schneeglöckchen im Frühwind schwingen, wenn oben an den warmen Hängen die blauen Krokusblüten auf dem Schnee schmelzen, wenn der Wildbach zu neuem, brausenden Leben erwacht, dann lügt ein Sonnenstrahl durch die enge Scharte am Hochfeller in die Nacht hinein. Und die Menschen stehen vor ihrer Hütte. Sie warten auf den Kinder des Frühlings, auf die Fackel, die ihre Winternacht verjagen soll, und sie wollen den Strahl in ihre Herzen fangen. Sie haben wochenlang vorher von ihm gesprochen, und nun grüßen sie ihn mit stillen, dankbarem Jubel. Der Strahl schließt von der Scharte herunter und zittert minutenlang über dem Schnee. Dann schreut er ängstlich wieder zurück und verbirgt sich von neuem hinter den Bergen. Doch für die Menschen war sein Kommen ein Fest: „Der Frühling ist da!“ Das sind die Glöcklein der Kapelle jubelnd durch das enge Tal: „Der Frühling, der Frühling!“

Sauer liegt das Schneefeld dichter denn je über der Erde. Der Förster im Dorf hat an seinen Herrn, den Fabrikanten unten in der Großstadt, geschrieben: „Kommen Sie doch jetzt in Ihr Revier. Die Kälte treibt das Wild ohne Ausnahme an die Futterplätze, und Ihnen bietet sich die beste Gelegenheit, ein paar herrliche Hirsche für den nächsten Abschluß zu bestimmen.“

So zieht eines Tages im Februar der Jagdherr mit seinem Förster und einem Gehilfen und der Städter erfährt das Schicksal seiner

Ich weiß einen wilden Kirschbaum blühen weit draußen an sonniger Halde... Verden über den Feldern stehen, Wolken kommen und Wolken gehn, bald ruft der Kuckuck im Walde.

Die Höhen leuchten im weißen Glanz, die Täler schmelzen ins Weiße. Lenzblaue Wasser springen zu Tal; leis lockt der Wind aus der Seiten Stahl drängendes Wandergelächte...

Ich weiß einen wilden Kirschbaum blühen... Ich schneiges Wipfelwogen! Alte Wälder summen am Gang. Hier will ich einen Lenztag lang in segnender Sonne verbleiben...

Carl Robert Schmidt.



hinauf zu den Futterplätzen, die der Jagdhüter von St. Maria im Schatten betreut. Er kennt sein Revier, das er erst kürzlich erwacht, noch wenig, und im Schattental dort oben war er nie. Der Förster erzählt ihm von der Hütte: Der Hüttenwache würde Sie heute zu sehr ermüden. Lebensmittel liegen dort stets als Vorrat, und im Gästeraum finden wir Frischchen und Decken.“

Am Nachmittag langen sie vor der Hütte an, und die Städter überläßt ein Schauer: „Hier leben Menschen?“ In dieser einsamen Kälte und Dunkelheit?“ Der Förster zuckt die Achseln: „Es ist der günstigste Platz. Lawinen-sicher und windgeschützt.“

Sie treten in die Hütte. Der Jagdhüter und seine Frau begrüßen die Herren. Und dann steht dort in der Ecke das Mädchen. Der Jagdhüter ist weltgewandt und glauert, jeder Lage gewachsen zu sein. Doch jetzt fahrt er und kann sein Erschauen nicht verbergen. „Wie kommst Du in diese Hütte, Du bist?“ möchte er rufen und schmeißt. Sie reicht ihm die Hand und er, der Weltmann, ist verwirrt: „Ein Schneeköniginn finde ich.“

Dann sitzen sie alle um den blank geschauerten Tisch. Die anderen sprechen von Wetter und Reuten, der Jagdhüter und das Mädchen aber von sich selbst. „Welcher Trost für Ihre Eltern“, sagt er, „daß Sie die dunkle Hütte mit Frühlingsluft erfüllen!“ „Frühlings?“ fragt sie zögernd, und ihr Gesicht ist müde. „Sind Sie nicht glücklich hier?“ Seine Frage klingt bedauernd. „Doch, ich will es sein, wenn es mir auch mandalini nicht gelingt. Ich muß es schon sein aus Dankbarkeit den alten Leuten gegenüber, denn sie haben mir alles gegeben, ein Heim, Ruhe und ihre Liebe.“ „Ein Heim?“ Sind es denn nicht Ihre Eltern?“ — „Ich nenne sie Eltern, doch Vater und Mutter liegen dem Jagdhüter mit seiner jungen Frau den Sommer verbringt, und sie ist die Königin in seinem Reich dort oben.“

neuen Bekannten. Der Frieden hat sie aus geordneten Verhältnissen in den Grenzlanden gerissen, ihr das väterliche Heim genommen und die verarmten Eltern früh ins Grab gebracht. Verwandte nahmen sich der Verwaisten an und setzten sie wieder auf die Straße, als die Geldentwertung die Entschädigung des Reiches verzehrt hatte. Da mußte sie glücklich sein, als der frühere Jäger des Vaters sie aus Dankbarkeit für gelassene Wohltaten in seinem Talminkel aufnahm.

Noch lange verfolgt ihr Bild den Städter in seinem Schlaf. Und am anderen Tage, bevor er den Rückweg antritt, fragt er sie: „Können Sie denn das Leben hier im Dunkel ertragen?“ „Ich muß es ja, und bald wird wieder der erste Sonnenstrahl zu uns in das Tal hinunter scheitern. Dann kommt der Frühling, dann selte ich über Gras und Geröll die Hänge hinauf und fühle mich nicht als Bewohner der dunklen Hütte hier, sondern als...“ Da bricht sie ab und erodet. „... als Königin in Ihrem Reich“, sagt er mit frohen Augen und nimmt Abschied.

Als er schon einige Schritte talabwärts gegangen ist, dreht er sich um und sieht sie in der Tür stehen: „Wann kommt in diesem Jahre der erste Schatten?“ — „Zu Ostern.“

Ostern! Der Tag bricht an, und wolkenlos liegt der Himmel über dem Schattental. Die Sonne glänzt auf den Hängen hoch über St. Maria im Schatten, und die Lawinen poltern von den Bergen. Leise schwingen dazwischen die Klänge der Ostergloden tief unten im Dorf. Durch das Wiesental schreitet der Jagdhüter an grünen Grasflecken, an blühenden Schneeglöckchen vorüber den Bergen zu. Der Wildbach schäumt neben dem Weg, und sein Rauschen begleitet den Wanderer Stunde um Stunde. Enger wird das Tal, und der Städter steigt in den Winter hinauf, der schon aus der Ebene fliehen mußte. Nun steht er die Kapelle und die Hütte unter den Tannen. Zögernd bleibt er stehen.

Da öffnet sich die Tür der Hütte, und die drei Menschen dort oben treten ins Freie. Sie sind festlich gekleidet und sehen mit frohem Blick hinauf zur Scharte am Hochfeller. Lichter wird der Fels dort oben, die Grate schimmern und glitzern. Dann schießt ein Strahl über den Schnee herunter und bade die Menschen in Licht. Eine helle Mädchenstimme jubelt: „Der Frühling ist da!“

Blühlich steht der Jagdhüter neben den Dreien. Der Strahl spielt in seinen blonden Haaren, und sein Gesicht ist jung. Das Mädchen sieht ihn mit Staunen, und ein Lachen fliegt über seine Züge: „Willkommen! Wollten Sie unseren Frühling sehen?“ — „Dich und den Frühling“, sagt er, „und ehe sie zurückweichen kann in freudigem Erschrecken, reißt er die helle Gestalt an seine Brust. Und der Sonnenstrahl liegt auf ihnen beiden.“

St. Maria im Licht nennen sie unten im Dorf das neue Haus, das der Revierherr seinem Jagdhüter oben in den Felsang hinein bauen ließ, geschützt vor Lawinen und umhüllt von der Sonne. St. Maria im Licht heißt das Haus, in dem der Jagdhüter mit seiner jungen Frau den Sommer verbringt, und sie ist die Königin in seinem Reich dort oben.

Liebe

Skizze von Paul Richard Henzel.

Mit anklammerndem und scheuem Blick sah Jüngling den Mann an. „Ich habe mich doch so auf unsere Osterfahrt gefreut, Hans, das weißt du doch — aber nun kommt der Feiner, ich kann nicht fort, ich will nicht von ihm wissen — aber es ist alles nicht so leicht, wie wir es gern haben möchten. Das sieht du doch ein, nicht wahr?“

Hans Günther lächelte ein wenig wehmütig. „Ich weiß, Jüngling. Dann müssen wir uns eben damit begnügen, aneinander zu denken.“

„Sie drückte fest seine Hand. „Ist das nicht viel? Wir haben es schwer, Hans, gewiß, aber das Denken macht es uns leichter.“

Er sah sinnend auf die Fäden ihres blonden Haars, das in der Märzsonne schimmerte. „Glaubst du das wirklich?“, wollte er fragen. „Wir haben uns lieb und wissen doch, daß wir nie zueinander kommen können. Und wenn ein anderes Leben dich lockt und die Hände nach dir ausstreckt — und du bist noch jung und gar nicht müde —, fühlst du nicht gerade dadurch erst die Schwere der Gegenwart, wenn du daran denkst, daß irgendwo ein Unrechtbarer ist, der dich liebt und selbst, nicht hemmt und beklommen macht? Nun bist du traurig, weil unserer Liebe ein Wunsch verweigert ist. Liebe soll aber Leben und Freude geben können. Schweiß und Tränen sind weiter. Sie hielten sich fest an den Händen. Einmal blieben sie stehen und küßten sich. Lange, als fühlte jeder die Gedanken des anderen.“

„Es gab im Hause Lenz mancherlei Vorbereitungen für das Fest. Der Gast, der gemeldet war, gehörte zu den Männern, die sich gefreut auf einen guten Namen und eine gesicherte Existenz, mit Beharrlichkeit um die junge Jüngferin bewarben. Manchild dachte das Mädchen, vielleicht wäre es gut, dem einen oder anderen die Hand zu geben, gleich wenn, nur um Ruhe zu haben, heraus zu kommen aus dem ermattenden Wechsel von Glück, Umwordenheit, Enttäuschung, Eifersucht, Mißverständnissen, Bangen, all den wirren Dingen, die das Schicksal der Schönheit und Jugend zu tragen gibt. Dann aber dachte sie wieder an Hans. Diese Liebe war da, gegenwärtig, wie sollte da eine andere oder auch nur ein anderes Leben kommen? Nun ist ihr Osterfest nicht sehen konnte, blieb sie zu Hause; es würde Gesellschaft und Unterhaltung geben, sie konnte der Mutter helfen. In mehr dachte sie nicht.“

Über am Karfreitag fand die Mutter das Mädchen schlaflos, keines Gedankens fähig vor einem Briefe des Freundes. „Er kommt nicht wieder“, kam es nur mühsam über die erloschenen Lippen, „er ist fortgefahren — ach, das ist schlecht von ihm.“

Die Mutter las den Brief und legte ihn langsam beiseite. „Es ist gut so von ihm, Jüngling, aber das kannst du heute noch nicht verstehen. Mir ist es auch gegangen, Kind, und ich begreife es auch erst spät.“

„Warum?“ fragte verwundert das Mädchen. Da sagte die Mutter, an dem Gesicht der Tochter vorbei sehend: „Ich kannte auch einmal einen, der mich sehr lieb hatte. Diese Liebe hatte etwas so Wohlthuendes, Verheißendes, daß sie mich zu meiner eigenen Verwunderung ganz umwandelte. Wir mußten, daß unsere Zeit begrenzt war, daß wir uns vor der Welt nie für immer binden konnten, aber unsere Liebe sollte weiter bestehen. Daran glaubten wir. Und doch verlor ich ihn, unmerklich fast — ich war jung, ich konnte mühelos in ein Leben wieder eintreten, das ich gar nicht entbehrt, aber doch beinahe verfaßte hatte. Und später, als alles anders aussah, als nicht mehr der Gedanke da war: Wie wird er darüber denken? Was wird er dazu sagen? — als mein Leben bunt und reich geworden war, erkannte ich, daß es nicht so gekommen wäre, wenn er, den ich liebte, und ich weiter auf dem Wege gegangen wären, der uns am Leben vorbeiführte.“

Jetzt, da ich den Brief von deinem Hans da liegen sehe, weiß ich, warum ich den Mann damals verloren habe. Es ist Karfreitag heute. Da starb der Erlöser. Und es muß wohl auch immer für uns ein Erlöser sein, für uns Frauen, denen man so vielfältiges Erleben nachfragt und die doch so schwach sind, ihr Leben selbst zu gestalten. Vielleicht ging auch er damals, unermüdet, um mir den Weg frei zu geben, um nicht störend dabei zu stehen, wenn ein neues Glück kommt.“

Ein Sonnenstrahl schlich sich zwischen die beiden Frauen und blieb auf Jünglings Gesicht liegen. Das war still und nachdenklich geworden. In den ersten Schmerz mischte sich ein neues Gefühl: Er hat es immer gut gemeint, vielleicht ist es jetzt auch gut, wie er es will. Und da war schon ein kleines Aufatmen in ihr

Ostermorgen

Wacht auf, ihr Geister, deren Sehnen gebrochen an den Gräbern steht, ihr trüben Augen, die vor Tränen ihr nicht des Frühlings Blüten seht, ihr Grübler, die ihr fern verloren traumwandlernd irrt auf wüster Bahn. — Wacht auf! Die Welt ist neugeboren, hier ist ein Wunder; nehmt es an!

Ihr sollt euch all des Heiles freuen, das über euch vergossen ward! Es ist ein inniges Erneuern im Bild des Frühlings offenbart. Was dürr war, grünt im Wehn der Lüfte. Jung wird das Alte fern und nah. Der Odem Gottes sprengt die Grüste. — Wacht auf! Der Ostertag ist da!

Emanuel Geibel.

und ein heimliches, mädchenhaftes Ahnen von Frühling und Freiheit. —

Dann aber sagte sie die Hände der Mutter und sagte: „Wenn es so ist, wie du glaubst, auch jetzt bei mir, dann hast du doch eins vergessen: Der Erlöser starb nicht, damit er vergessen wird. Man kann allein weiter leben und glücklich und zufriedener sein und doch so leben, wie er es gewünscht hat und billigen würde. Wenn er ging, aus einem lieben Gedanken für mich, muß das etwas an meiner Liebe zu ihm ändern? Am Ostermorgen beginnt vielleicht ein neues Leben für mich, aber an den Hans kann ich denken und mich erinnern und habe damit einen guten Wegkameraden.“

Und sie legte fast zärtlich die Hände auf den Brief, der nun gar kein schmerzlicher Abschiedsbrief mehr war, sondern ein doppeltes Geschenk, weil es Freiheit gab und aus Liebe gegeben wurde.

Der Rheinschiffer

Eine Osterfälsche

von Christel Broehl-Dehaes.

Der Frachtkahn des Jan Baethen, als sieben- oder achtjähriger Dampfer in Schlepptau genommen, glitt bei der Talsahrt in den Rheinmorgen dahin wie auf einer Bahn flüssigen, goldenen Erzes.

Jan Baethen stopfte sich ein Weiszen, paffte in langen Zügen, wie aus. Er sah vor seiner Rahmwohnung auf der Bank. Rings um ihn herum triffen die Wogen des Rheins den Kopf des Kaffees des eben beendeten Großzinsmachens. Die Türklinden waren fein gepußt, und in der Rückenstube lag die laubere, pünktgewürfelte Decke auf dem geschweiften Tisch. Morgen war Sonntag, mehr als das: Ostern! Am Ufer schimmerte es grünlich zwischen kahlem Gestrüch. Eine silbergeschmückte Birke stand da wie eine kokette Schöne. Wie sie ihre mädchenhaften Äste wiegte, wie die hellen Lichter der untergehenden Sonne sie umzuckten! Im Westen war der Himmel feurig überloht, wurde rosig. Die Kette des Siebengebirges blieb weit hinten dunkelblau in milchigem Nebel zurück. Ueber den Dörfern, die sich wie blaße Farbklee in das Bild drängten, stiegen weiße Herdfeuerqualmstöße auf. Auf den Rändern vor Jan Baethen spielten die Kameraden auf der Ziehharmonika, dem „Schiffersklavier“. Da beschattete der Schiffer Jan die Augen mit der Hand. In der märchenhaften Dämmerung schien der Platz neben ihm auf der Bank nicht mehr leer zu sein.

„Mineken — Mineken — kleine Frau —“ Die Weife erlosch, Jan Baethen merkte es nicht. Er stand auf und ging in das Häuschen. Schaute sich schmerzhaft um in der leeren Stube, in der einsamen Schlafkammer, schob die schwere Truhe, Minekens Brautkammer, von der Wand. Seine verarbeiteten, knotig und teigig gewordenen Finger wühlten unter dem weichen Vinnen, hoben das Wirtenskränchen ans Licht, das Kleid, das Mineken getragen, das erste und einzige während der jungen Ehe mit Jan Baethen. Sie war vom Kahn ins Wasser ge-

stürzt, wenige Wochen nach der Hochzeit, und nicht mehr gefunden worden.

„Du mein Mädchen, meine kleine, liebe Frau, du —“ Er wachte das Raß von dem hart gewordenen Augen. „Wist als lang fort. — und morgen ist wieder Ostern, Auferstehung! Dein alter Jan ist immer noch einsam — Ostern, da könntest du aber mal aufstehen und nach mir sehen.“

Die Schifflichter schimmerten magisch und erleuchteten die Fahrbahn, so daß es aussah, als stiege geheimes Licht aus der Tiefe. Wie gebannt starrte Jan Baethen auf den Zauber. Das Geschrei seiner Kollegen, ihr Spiel und Gesang, kam von den anderen Booten. Sie schmeckten ihr Daheim mit bunten Wimpeln, jungen Birken und Haselkähnen. Jan Baethen hatte nichts dergleichen. Er setzte sich wieder auf seinen Lieblingsplatz, aber das Pfeischen wollte nicht mehr schmecken. Er sah da und starrte zum Ufer hinüber, das im Zwielicht ein fogenhafter, großer Berg zu sein schien, über den der Mond steigt. Nun leuchtete es auf, wie in Pastell gemalt. Einer herrlichen Kirche Schattenrich sprang hehr und gigantisch hervor: der Dom zu Köln!

Jan Baethen war ungezählte Male in seinem Leben rheinauf und rheinab gefahren, wenn Nebel brauten und das Korn gestellte, wenn Sonnenschein strahlte und die Ufer in Blüten gebadet waren. aber ihm war, als sähe er die Landschaft zum ersten Male, und er sah sie nie anders als heute. Dort, zwischen knospenden Sträuchern und Bäumen, hob sich die Stelle über der Weltstadt in den dunkler getönten Nachthimmel, über den mächtig die Osterkerne wanderten. Das „hüllige Köllen“ mit St. Maria im Kapitol, wo sie ihn vor der schwarzen Muttergottes“ sein Mineken angetraut. Jan ließ die Pfeife zu Boden fallen. Er wurde alt. Wenn er jetzt einen Sohn gehabt hätte, einen kräftigen, helläugigen Jungen! Dann hätte Baethens Frachtkahn nicht in fremde Hände. Nein, Jan Baethens Frachtkahn dürfte nicht in fremde Hände kommen! Er selbst, Jan, würde sich den Nachfolger schon aussuchen.

Von der Stadt her tönte Glockenklängen. Die Domglocke. Kost zugleich drang vom nahen Ufer aus der Dunkelheit das Lied einer Burschenstimme herüber. Jan Baethen horchte auf. Brautvoll, wie der Junge singen konnte. Der Schiffer sprang auf, ließ seinen alleinigen Kahn herunter, sprang hinein und ruderte ans Ufer.

„Seda, war hat da eben gesungen?“ „Es wird euch doch hoffentlich nicht geübt haben?“ spöttelte die gleiche Stimme, deren Gesang Baethen eben gelauscht.

„Ne, gestört nicht, nur verwundert! Burschen meines Alters sitzen doch zumeist bei den Kameraden in den Schenken.“

„Ich hab kein Geld, denn ich bin arbeitslos,“ kam es zurück. „Auch treibst mich immer hinaus, in den Wald, ans Wasser. Ihr seid wohl von dem Kahn da? Ein schönes Leben.“

Jan Baethen lächelte in die Dunkelheit. „Wenn du keine Weife hast, kannst du mit mir auf den Kahn gehen.“

„Ist das euer Ernst?“ Jan hörte deutlich die Aufregung, die Erwartung im Ton des anderen. „Ja, komm nur und sieh es dir an, ich bin obneides allein auf Ostern — und immer.“

Wunderbar leuchtete die Sternennacht auf die beiden Männer herab. Die Glocken wollten gar nicht aufhören in ihrem festlichen Sang, und die Helle über der Stadt nahm ständig zu.

Jan Baethen erzählte dem Jungen aus seinem Leben. Er sah ihn stumm und ergreifen neben sich sitzen.

„Und guck, da packt mich der Gedanke, der Kahn soll in fremde Hände. Kannst du es verstehen?“

„Ich kanns schon. Aber habt ihr denn keinen Verlobten, Baas, gar keinen?“

„Keinen“, nickte Baethen düster. Dann aber bestellten sich seine Züge auf. „Es muß gut sein, deine Stimme morrens und abends vom Kahn klingen zu hören. Meine ist schon arg verrostet.“

Der Bursche wußte nicht, wohin die Reden des Älteren gingen. Er wußte nur sein Herz klopfen und wußte nicht, warum es klopfte. Tief ging die Nacht. Von der Bank vor dem Bootshaus erhob sich der Junge und sagte: „Ich muß jetzt gehen, soll ich noch eine Schlafstunde bekommen.“

Alle Runzeln und Fältchen im zerknitterten Gesicht von Jan Baethen verporgen sich zum Lachen. „Wist mir aber 'n Dickfälligen“, meinte er in seiner niederdeutschen Mundart. „Soll immer noch nicht gemerkt, daß du gut hier bleiben könntest? Nein, ist still, sag‘ gar nichts, bewahr‘ dich! Das allein verlang‘ ich von dir. Und — ein Bett mußt du dir noch zurechnen. In meiner Kammer steht nur eins.“

Am Ostermorgen konnte sich Jan Baethen neuer Junges behnend und gähnend aus der dicken Decke, die ihm beim Nähnigen auf der Bootsbank die Knie fern gehalten, breite tief atmend beide Arme aus, dahin, wo eben die Sonne aufstieg. Jan Baethens Kollagen aber staunten den siebensten Kahn in Baas Poettgens Schlepptau an; denn auch dieser zeigte zum ersten Male nach vielen Jahren bunte Wimpeln. Und am höchsten Mast grüßte lustig eine Birke.

Löwenjahn

Eine Ostergeschichte aus der Waadt von Joh. Edward Brandt.

Das blaue Auge der Waadt — so nannte J. C. Beer in seiner Jugend schönen Tagen den Genéve — war ungetrübt. Auch aus den höchsten der Grate und Zinken kein einziges Wölkchen! Sogar die Dent d'Oche, die doch sonst immer des fliehenden Winters letzte Fäden aus Hochalpen sammelte und sie als griesgrämigen Schleier um ihr Felsengetöse legte, spiegelte sich in ihrer ganzen Schönheit in dem blühenden Spiegel der sapirinen Waasser. Von der Höhe anzusehen wie Riesenschwäne, glitten die Barken von Weilerie und Evian mit ihren schneeweißen Doppelsegeln über den See.

Die Waadt — so nennt sich das Weingeland der Hügel zwischen Dugny und Vevey — lang. Des Winters uralt und doch ewig junge Frühlingsslieder erklangen an diesem Ostermorgen, der nun von der im fernen Osten grüßenden Dent de Jaman zu Tale gestiegen war.

Der Stimmung in der Natur entsprach das Empfinden Fritz Binders, der heute, ein Vierziger, nach vielen Jahren den See seines Jugendtraumes zum ersten Mal wieder sah. Die Ueberrahme eines Vortrags aus seinem Spezialgebiet, der griechischen Kunstgeschichte, hatte ihn nach Bern geführt. Es hätte wohl näher gelegen, diese prachtvollen Ostertage in Interlaken am Fuße der Jungfrau zu verbringen. Aber die Erinnerung, die sich auch in zwanzig langen Jahren eines an Enttäuschungen reichen Lebens ungetrübt erhalten hatte, sog.

Was es Baune seiner eigenen stets problematischen Natur, war es Fügung des Schicksals, die ihn gestern am Bahnhof der Bundeshauptstadt dazu gebracht hatte, die Fahrkarte nach Lausanne zu lösen? Er wußte es nicht und ging in seinen Inneren auch keiner Klärung nach. Genug, er befand sich tatsächlich wieder auf dem Wege, den er damals, ein krasser Fuchs, Eugénie Rimbaud am Arme, zurückgelegt, und stand jetzt vor der Umfriedung des Ostgartens, aus dessen grünem Grunde er gemeinsam mit der Freundin des Löwenjahrens erste und zarte Keimlinge für den Osterfest ihres elterlichen Hauses gestochen hatte.

Denn es ist Sitte der Waadt, am Ostertage des Venzes allgemeinste Pflanze mit des Eis gelbem Döcker zu mengen, weil der Genuß solchen Gerüchtes dem Winzer reichen Segen für die Tage der Ernte verpricht.

Sier war es in der Tat. Noch keine zweihundert Meter von „Mon Abri“ entfernt. Dem Landhaue, das Papa Rimbaud gehört hatte! Dem breiten Feigenbaume, unter dessen schattigen Blättern es ihm der Alte plausibel gemacht, warum es nichts mit seinen schönen Hoffnungen auf Eugénie und deren ewige Liebe war.

Fritz Binder hielt die Hand vor die Augen. Nicht, daß diese bei solcher Erinnerung feucht geworden wäre, o, nein! Aber die Sonne blendete. Diese unglaublich starke Sonne, die aus der Schale des Sees an die Hügel zurückgeworfen, den Degaley und den Villeneuve reist.

Noch heute klangen Papa Rimbauds freundliche, ja, väterliche Worte hier in Fritz Binders Ohren. Die niemals vergessenen, weil niemals verlesenen Worte, daß Bauer und Gelehrter ein schlechtes Gelpann vor dem Pfluge des Lebens abgeben würden und daß ihm für seine Wirtschaft ein handfester Schiffer als Schmieger vönderten sei. In die Tiefen freilich hatte der Zwanzigjährige damals noch nicht geblickt. Die ganze Tragweite dieser väterlichen Mahnung war ihm erst viel später klar geworden, nachdem er in Erfahrung gebracht, daß Julien Lacombe, sein glücklicher Nebenbuhler, 80 000 Fränkli in das verschuldete „Mon Abri“ gesteckt hatte und Eugénie und seine Liebe Opfer der väterlichen Mißwirtschaft geworden waren.

Er hätte von Bern doch lieber südwärts als meißwärts ziehen sollen, sagte Fritz Binder sich jetzt.

Aber was war denn das? Dürfte er seinen beiden gefunden Augen nicht mehr trauen und erlag er einer Halluzination?

Ostern

Wie die großen Wunder sich erneuen In der goldenen, — der verjüngten Welt! Altes Perz, — du sollst dich wieder freuen Ueberjährgänglich, — kindhaft, — unverstellt.

Wilde warst du oft in deinem Streben, Fragtest nach dem Sinn des Kampfes hier. Siehe —: Antwort gibt dein eignes Leben In der Kraft des Auferstehens dir!

Anna Enders-Dig.

Schwarz auf weiß, vor mehr denn fünf Jahren hatte er doch im „Bund“ die Todesanzeige gelesen. Durch den Brief eines Kaufmanns freundes war sie ihm zudem persönlich bestätigt worden, diese schmerzliche Nachricht, daß Mademoiselle Lacombe, geb. Rimbaud, seine Ehegattin sei.

Und nun! Keine zehn Schritt von ihm entfernt, dort drüben unter dem alten Birnbaum, dessen Früchte im August durch ihre Süße ihr Jugend Entzücken gewesen, kniete sie an der Seite eines Studenten und schloß des Löwenjahrens Keimlinge aus dem leuchtenden Gras. Seiner Jugend schönster Traum hatte sich hier nach zwanzig langen Jahren am Morgen der Auferstehung wie durch ein Wunder wiederholt.

Wie verzaubert kam sich Fritz Binder vor. Raum mochte er sich zu rühren, aus Furcht, es könne sich hier tatsächlich um eine schöne Fata Morgana handeln, die der Ernüchterung des Wüstenreisenden unwiderstehlich weicht.

Aber die Märchengestalt des Auferstehungsmorgens seiner eigenen Jugend erhob sich jetzt und ging auf Fritz Binder zu. Das hoch mit Löwenjahren gefüllte Henkelkörbchen, das er wieder zu erkennen glaubte, am linken Arm, die rechte Hand auf des fremden Studenten Schulter gestützt.

Eine Neunzehnjährige! Blond und frisch, mit einem Augenpaar, das den Schweizerdichter zu seinem Vergleich hätte begeistern können.

Fritz Binder grüßte. „Sind Sie hier fremd?“ Diese Stimme! „Ich bin es geworden.“

„Die Straße führt über Lutry nach Cully.“ „Das weiß ich.“

„Dann sind Sie hier doch nicht fremd!“ „Nein. Ich kenne sogar Sie! Sie sind Mademoiselle Lacombe.“

„Woher wissen Sie das?“ „Ich denke es mir!“

„Sie rieten richtig, wenn Sie geraten haben.“

„Das tat ich. Was macht Julien Rimbaud?“ „Mein Vater? Er starb im August.“

„Und wer haust nun in „Mon Abri“?“ „Großvater, der noch immer rüstig ist, und Tante Berthe.“

„Dann grüßen Sie Papa Rimbaud und Tante Berthe von einem, der einst an einem Ostertage den Löwenjahren für „Mon Abri“ sammelte und dann für immer in die Ferne gezogen ist!“

Fritz Binder wandte sich zum Gehen. Der Student schwieg.

Doch da legte sich Madeleines Hand auf des Fremdgeordneten Arm und leise kam es von ihren Lippen: „Dann sind Sie Fritz Binder, dessen Photographie mit der Germanenmähne und dem dreifarbigen Band in Mutters altem Album steht.“

„Vielleicht!“

„Ja, Sie sind es!“ Madeleine Lacombe hat und bethelte, wie sie verstand sich darauf.

Schließlich gelang es ihr auch, ihren eigensinnigen Willen durchzusetzen, und so hat Fritz Binder noch einmal in „Mon Abri“ zu Ostern gespeist.

—

Ueber dem Alltag

Skizze von Kurt Wernicke-Vollenhagen.

Sie hatten sich beide gegenseitig von Herzen lieb, die ganzen zehn Jahre ihrer Ehe hindurch. u. zehn Jahre sind eine schöne Zeit im Menschenleben. Sie waren beide als gute Kameraden Hand in Hand durch ihr Eheleben gegangen, sie hatten sich vollkommen ineinander geliebt und beide gefunden Augen nicht mehr trauen und erlag er einer Halluzination?

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

und wurde von dessen Kämpfen und verbitterten Vergessen reichlich in Anspruch genommen, und sie, die stille, schlanke Blondine, versah die umfangreiche Hauswirtschaft, und darin konnte er ihr reiflos vertrauen. Er hätte also eigentlich recht glücklich sein müssen; denn, rein äußerlich betrachtet, hatte er seine Altersgenossen weit überflügelt; er war früh zu Amt und Würden gekommen, zu guter Stellung mit gesichertem, nicht unbedeutendem Einkommen; dazu nannte er die schönste Frau in seinem Kreis sein eigen und außerdem das goldigste Kinderpaar. Er hätte also eigentlich, wie gesagt, recht glücklich sein müssen. Warum war er es nicht?

Darüber grübelte er, wie schon so oft, auch an diesem Ostermorgen nach, ohne recht eine Antwort auf diese Frage zu finden. War es sein Beruf, der ihn immerlich nieder drückte? Andererseits ist es auch nicht besser, sagte er sich mit Recht, Enttäuschungen gibt es überall, und er wurde in seiner Stellung von allen geachtet und geehrt, von vielen beneidet; er war durch das Leben gereift genug, um im Sturm seinen Mann zu stellen. Das alles belastete ihn nicht. Sein Beruf nicht, das Drogen nicht. Aber vielleicht das Trinken, die Ehe? — Er beobachtete seine junge Frau, wie sie in ihrer gemächlichen geräuschlosen Weise zur Vorbereitung des Ostermorgens im Zimmer hantierte. Dieses liebe Wesen lebte doch eigentlich nur für ihn, ihr ganzes Denken und Trachten ging in ihm auf und drehte sich um ihn. Er hatte es eigentlich nie so recht erkannt wie gerade heute, wieviel er ihr zu verdanken hatte. Wie manche schöne Stunde in seinem Leben war einzig und allein auf ihr Konto zu setzen. Ihr süßes Wesen hatte nur seinem Charakter gegenüber sich nicht so zur Geltung zu bringen gewußt; es war ihm dadurch manche Perle unbedacht entgangen. Es ging ihm vielleicht heute am Ostermorgen wie jenem Toren in der Dichtung, dem erst beim Geantipiel des winkenden Knochenmannes die Schönheit seines verlassenen Lebens zum Bewußtsein kommt, wo es nun vorbei ist. Aber für ihn sollte es noch nicht vorbei sein, dazu war er noch zu jung; er erwartete noch etwas vom Leben. Er wollte die Schönheit um sich erkennen, die Rolle an seinem Lebenswege brechen, die Rolle der Schönheit, die Alltag geworden war. Er mußte wiederum seine junge, schöne Frau betrachten. Sie hatten doch einst aus reiner Liebe geheiratet und als liebe Ehegatten den gemeinsamen Lebensweg über Täler und Höhen einer zehnjährigen Ehe gegangen, wie zwei treue Sammler, die der gleiche Weg immer fester aneinander bindet. Sie waren sich im Charakter in schöner Harmonie ein gutes Stück näher gekommen. Warum hatte es seine hungrigen Augen bisweilen auf der Suche nach einem fremden, üppigen Weibe überbracht? Genügte ihm seine liebe Frau nicht mehr, seine Ehefrau, die er wirklich auch heute noch liebte, die treue, reine Mutter seiner Kinder, der er seinen Namen, seine Stellung und Einkünfte, kurz Alles gegeben? Hatte auch an ihrer Seite die graue Frau Alltäglichkeit zu bröckeln begonnen wie in so manchem Haus? Warum umgab ihn zu Hause der Alltag und draußen das vermeintlich mehr reizende fremde Unbekannte? War es nur das Unbefriedigte des Mannes — um nicht zu sagen: des Tieres — in ihm, das ihn körperlich beunruhigte und worin ihm seine Ehe nicht ganz befriedigte? Warum in die Ferne schweiften, wo das Gute in seiner behaglichen Häuslichkeit so nahe lag? Wußte er sich als gereifter Mann, der alle Hohlheit da draußen sofort durchschaute, nicht immer wieder sagen, daß die schimmernde, nicht immer wahnsinnige der ehelichen Dinge, die sich an ihn an die Stiefelspitzen seiner goldglänzenden Frau reichte? Warum also war sie ihm Alltag? Warum sehnte er sich aus der Tiefe der Seele danach, einmal über dem Alltag zu stehen, Anregungen und neue Eindrücke zu empfangen auch im eigenen Heim? Vermochte seine Frau nur seine Seele zu fesseln, aber nicht mehr seinen Leib immer aufs neue gefangen zu nehmen? —

Möglich fühlte er die großen Augen seiner Frau auf sich ruhen! Hatte sie seine Grübeln in ihrem weiblichen Feingefühl erraten? Er schaute sie an und mußte unwillkürlich erröten: so schön wie heute am Ostermorgen war sie ihm noch nie erschienen, auch nicht im Ranz ihrer Liebe. Tief tauchten die Augen der beiden ineinander, ein Funke sprang über aus dunkler Glut wie nur im Mai des Lebens. Ein wilder grenzenloser, abtittenden Dankes in den Augen des Mannes, ein Blick grenzenloser, verzeihender und verstehender Liebe in den Augen seines Weibes. Und während da draußen die Osterlocken das Fest der Freude und des neuen Lebens einläuteten, huchte drinnen ganz leise der graue Alltag aus dem Zimmer: Hier war kein Raum mehr für ihn. Hier standen zwei über dem Alltag!